Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1936-1937)
Heft: 12

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Bücher-Mosaik

Im Memoriam Dr. h. c. Alfred Reinhart

Auf seinem grossen ägyptischen Besitztum Abadieh, das sich Alfred Reinhart geschaffen, liess er an eine Mauer den Koran-Spruch einmeisseln: „Kümmere Dich um Deine Güter, als ob du immer leben solltest, aber bete, als ob Du morgen sterben könntest." Dieser bedeutende Mann hat, wie der ehemalige Minister Aziz Izzet Pacha erklärt, auf fast ungepflegtem Boden einen wahren Garten Eden hervorgezaubert. Arabischen Arbeitern mit ihren Familien — 200 an der Zahl — erbaute er menschenwürdige Wohnungen. Er kümmerte sich um ihre Erziehung; er schenkte dem Spital Maassat die vollständige radiologische Einrichtung. Dies würde genügen, um zu beweisen, dass der hervorragenden Persönlichkeit Alfred Reinharts der Garten Eden keine Stätte selbstgeniesserischer Beschaulichkeit war, ja dass er vielmehr im Goethischen Sinne das „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident" erlebte und in Aegypten wie in seiner schweizerischen Heimat eine schöpferische philantropische Tätigkeit entfaltete. Die Gedenkschrift, die ihm gewidmet ist, schildert uns den Kaufmann grossen Stils, den Mäzen und Philantropen, der nicht nur grossherzig gab, sondern seinen praktischen Scharfsinn bis in kleine Details den Unternehmen zuwandte, die seiner Hilfe wert schienen. Es ergäbe einen Schiffskatalog, wollte man aufzählen, was er für die Schweizer im Ausland, für ihre Schulen, Kirchen, für die „Maison Suisse" in Alexandrien und nicht weniger in Hausen am Albis tat, wo ein Schulkind, vom Lehrer gefragt: „Wer hat am meisten die Schweizer bei Marignano beschützt und aufgerichtet?" ohne Zögern geantwortet hat: „Herr Reinhart."

Die Gedenkschrift braucht nur in Hektaren, Schülerzahlen und durch ein Bild von Albisbrunn auf einer Seite zu demonstrieren, damit man weiss, dass der Schöpfer dieses Werkes eine Erziehernatur war. Pädagogischer Maezen wäre nicht das rechte Wort für ihn, wenn man die schöne Studie Prof. Hanselmanns gelesen hat, weil die Ubiquität dieses Mannes in den Schöpfungen seiner Gönnerhand praktisch und menschlich sich auswirkte.

Wenn Bundespräsident Motta diese Zeugnisse über diesen wahrhaft repräsentativen Auslandschweizer mit grosser Dankbarkeit einleitet, so geschieht dies mit guten Gründen; denn Alfred Reinhart ist das Modell eines Schweizers, der im Ausland Grosses bewirkt, im Gastland Ehre für sein Vaterland eingelegt und der Heimat unverbrüchlich verbunden blieb. So bewahren diese Gedenkblätter einen neuen Typus der Schweizer Biographie auf: Des Grosskaufmannes, in dem das Herz Pestalozzis glühte.

Ulrico Hoepli

von Giovanni Galbiati

Noch in seinem neunten Jahrzehnt sahen wir Ulrico Hoepli, den berühmtesten Verleger Italiens, an seinem Pult wie irgend einen Buchhalter stehen. Er drückte mir eine Neuausgabe seines Dante in die Hand, und während unseres Gespräches erschien ein neues Verlagswerk, das man ihm präsentierte. Das geflügelte Wort ging von der Casa Hoepli um: Nullus dies sine libro. Generationen haben Hoeplis Verlagsleistung immer nur bruchstückartig gekannt. Für uns mehr der Literatur Zugeneigte war er der Editor der „Divina Commedia", die er von dem protestantischen Pfarrer G. A. Scartazzini kommentieren liess. Es ist die in abertausenden verbreitete Dante-Ausgabe geworden. Wir müssen uns aber erinnern, dass dieser kluge Thurgauer zuerst Erfolg und Ruhm mit der Einfühlung in Bedürfnisse des lombardischen Zentrums erwarb. Mailand, das eben industrielles Zentrum wurde, verlangte weniger humanistische als polytechnische und encyklopädische Werke, vor allem die Popularisierung alles dessen, was wir Technik nennen.

In der splendid gedruckten Schrift „Ulrico Hoepli", vom Präfekten der Ambrosiana, Giovanni Galbiati, kann man diesen einzigartigen Prozess des Hoepli-Verlages lesen. Wen es erstaunt, wie Hoepli zu dem Enkomion von einem kirchlichen Gelehrten kam, dem sei gesagt, dass Hoepli mit dem Vorgänger Galbiatis, als Mitglied des Mailänder Alpenklub, Bergbesteigungen unternommen, mit Achille Ratti, dem Papst Pius XI.

Es ist ein Kunststück, wie Galbiati den immensen Bücherkatalog der Verlagsproduktion Hoeplis mit Geist verlebendigt und mit den Würzen des Zitates aller Herren Länder versieht. (Nur ein Schiller-Vers hat gelitten). — Ein sinnvolles Zeichen weltliterarischer Kultur, dass der geistliche Humanist dem Protestanten Hoepli die letzte Ehre nicht nur mit einer Terzine Dantes, sondern auch mit den berühmten Versen aus dem „Faust" erweist. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Galbiati hat nach humanistischer Tradition sein Buch in dem gehobenen Ton eines Enkomion ausklingen lassen. Nachdem er ein Leben, dem Arbeit Seligkeit war, auf den Gipfel begleitet, erzählt er die Ehrungen, deren der einzigartige Verleger teilhaftig wurde, ohne sie zu suchen: „gloriam qui sprevit, veram habuit". Unter diesen Auszeichnungen, wie sie wohl keinem Verleger in solcher Fülle zuströmten, wird der Zürcher Ehrendoktor gebührend erwähnt. Und da Zürich den jungen Buchhändler mitgeformt, hat Galbiati sein Buch in einer schwungvollen Dedikation den Städten Mailand und Zürich zugedacht. Eigentlich hätte das Bauerndorf Tuttwil, die Heimat Hoeplis, die Ehre verdient. Der gelehrte Verfasser, der noch an eine europäische Kulturunion glaubt und die der Schweiz darin zugemessene Aufgabe erkennt, hat in Ulrico Hoepli einen solchen kulturellen Sonderbeauftragten profiliert. Er mochte

sich dabei erinnern, dass zwischen dem lombardischen und zürcherischen Geistesleben ein glücklicher und reger Verkehr sich entspann.

Auch der Lobrede des Prefetto dell'Ambrosiana wünschen wir, dass sie nicht vergessen wird, denn über das Lob unseres Landsmannes hinaus ist sie ein interessanter Beitrag zur Bildungsgeschichte Mailands und Italiens. Ohne ein Italien grosser und oft verkannter Energien hätte dieses rühmlich bekannte Verlagshaus nicht diesen Aufschwung nehmen können.

Pietro Chiesa

von Leonie Bindschedler

Die Zahl der Deutschschweizer wird immer grösser, die, um das Wort des jungen Jacob Burckhardt aufzunehmen, bei den „herrlichen Propyläen" des Tessins verweilen, um auch in den Geist des Tessins, seine Sitten und Gebräuche, seine Kunst und sein Schrifttum einzudringen. Viele Federn haben sich als Dolmetscher für den Dichter Francesco Chiesa angeboten. Es war an der Zeit, dass auch dem Maler Pietro Chiesa, dessen Porträtkunst in Schaffhausen und in Zürich Verehrer gefunden hat, einer Monographie gewürdigt wurde.

Die Biographie Chiesas, wie sie Leonie Bindschedler anschaulich erzählt, hat typische Züge einer tessinisch-lombardischen Künstlerfamilie. Der Grossvater Zeichenlehrer in Como, der Vater Innocente Chiesa Ornamentenmaler von mehr als gewöhnlicher Begabung, die Mutter aus der bekannten Malerfamilie Bugatti in Rovio stammend. Das heisst doch wohl die Pinsel in die Wiege bekommen haben. Pietro besucht die Brera-Akademie, „fällt" bei einer Prüfungsarbeit durch und wird nach allerlei Peripetien doch mit 24 Jahren schon Ehrenmitglied der Brera-Akademie. Sein frühestes Bild, für das er an der Ausstellung in Paris 1900 eine bronzene Medaille erhielt, verhiess ihm ersten Ruhmes zartes Morgenlicht. „Als jedoch — wie L. Bindschedler berichtet — der junge Maler in der Ausstellung seine Gemälde mitten unter den vielen herrlichen Werken anderer Künstler sah, verflog sein Rausch. Wenn es ihm trotz der Hoch und Tief der Anfänge gelang, ein wahrer Künstler zu werden, so verdankt er dies nicht zuletzt seiner ungetrübten Selbsterkenntnis, seiner rastlosen Arbeitsfreude und seinem nie versagenden Mut . . ."

Wie sich der Maler einst selbst äusserte, ist seine Biographie einfach, und „es kommen darin weder grosse Ereignisse noch Abenteuer vor. Die grössten Abenteuer eines Malers sind die, welche sich an der Spitze des Pinsels und auf der kleinen Fläche der Palette abspielen. Was auf der Leinwand bleibt, ausgestellt oder verkauft wird, ist ungenügend, die Logik dieser unbeachteten Abenteuer zu beschreiben. Man müsste dazu alle die zerstörten Bilder kennen, alle die Verluste und Ueberbleibsel sehen, um etwas von der dramatischen Reihenfolge an Niederlagen

und Siegen, an Zweifeln und Gewissheiten zu verstehen, welche den mühevollen Lebensweg eines modernen Malers ausmachen."

Die Verfasserin geht den Schulungseinflüssen nach; es ist beinahe selbstverständlich, dass wir ihn unter den „Devisionisten" (Segantini, Mortelli, Pelliza u. a.) finden. Er suchte die „vibrazione luminosa" wiederzugeben, die Atmosphäre, welche den Dingen den scharfen Kontur nimmt. In Paris findet der kaum mehr als Zwanzigjährige Meister, von denen sich beeinflussen zu lassen von Talent zeugt. Ein Glück aber auch, dass die Heimat selber ihn zu sich rief und ihn vor einer gewissen theatralischen und zu sehr erzählenden Malerei warnte:

„Die Heimat machte ihre Rechte geltend. Das Mendrisiotto, das klimatisch gleichsam einen Uebergang von der schweren Atmosphäre der Poebene zur kristallklaren Luft der Alpen bildet, ist bekannt wegen seiner unvergesslichen, an Umbrien erinnernden, zarten Farbenharmonien. Dank des Erlebnisses heimischer Landschaft begann Chiesa seine Hauptanstrengung auf die Verfeinerung der Palette zu richten und in steigendem Masse das Pastell zu verwenden, das sich wegen seiner warmen Farben und seiner feinen Abstufungen besonders für den Ausdruck seelischen Erlebens eignet. Nicht zu Unrecht wird der Maler bald von der Kritik als einer unserer besten Koloristen bezeichnet. Auch inhaltlich wandelt er sich und wird zwar nicht Madenonnenmaler, wie seine Mutter geträumt hatte, wohl aber, was er im Grunde der Seele immer gewesen ist, ehrfurchtsvoller Bewunderer der Mutterschaft. Wenn man nämlich bedenkt, wie programmatisch für das ganze Lebenswerk oft die Erstlingsarbeit eines Künstlers ist, so kann es nicht auf einem Zufall beruhen, dass der erste Versuch Chiesas in Oelmalerei gerade eine Maternità war."

Leonie Bindschedler ist besonders den Porträten eine gründliche, feinsinnige Deuterin, auch durch das frappante Rilke-Zitat, das eine ganze Epoche Salonmalerei spiegelt. Die Publikation, im Benno Schwabe-Verlag (Basel) erschienen, ist mit 48 Bildtafeln geschmückt. Leider konnte die Verfasserin den Dank für ihre edle Bemühung, den ihr die Kunstfreunde schulden, nicht mehr erleben. Wir erblicken in dieser Monographie ein neues sinnvolles Zeichen der deutsch-schweizerischen Anteilnahme am tessinischen Kunstleben.

Eduard Korrodi.

Betrachtungen über Gedichtsbücher

Von Siegfried Lang

II

Albin Zollinger ist mit den Romanen „Die Gärten des Königs" und „Der halbe Mensch" hervorgetreten, mit Märchen „Die verlorene Krone" (alles bei Grethlein, Zürich), endlich mit einer ersten Gedichtsammlung, die mehr bedeutet als nur ein verheissungsvolles Vorspiel. („Gedichte, bei Max Rascher). Den einheitlicheren Anblick seines Schaffens im Vers bieten nun die Ende 1936 erschienenen neuen Gedichte des Bandes „Sternfrühe" (Morgarten Verlag, Zürich). Der Leser erkennt indessen bald: was in Wahrheit ihre Einheit ausmacht ist der innerste Seelenton dieser Gedichte; die Ausdrucksmittel des Verfassers sind überreich, der Gesamtausdruck vielschichtig; das Gesetz der kaleidoskopisch assoziierenden, doch untereinander in magischem Rapport stehenden Bilder wäre nicht leicht zu ergründen. Die Wellen jenes Seelentones aber liessen sich zurückverfolgen bis in deutsch-romantisches Land. Hier sind viele Gebiete; einige liegen innerhalb des mächtigen Seelenraumes von Jean Paul, andere mögen an ihn grenzen: eine strenge Kontrolle wird hier nicht geübt. Darum haben unsere Schweizer, von Gottfried Keller bis Robert Walser manche Teile dieses Landes gern befahren. Um sich selbst zu behaupten gegen die Gewalt ihrer „Phantasei" belasteten die deutschen Romantiker ihre Flüge mit dem Erdgewicht des Humors, was sie denn auch mit ihren Lesern versöhnte. Die Schweizer hingegen brachten ein beträchtliches Erdgewicht auf das romantische Flugfeld schon mit und waren, von Natur vorsichtig, nicht in Gefahr hinter das Abendgewölk zu geraten. Heimgekehrt versuchten sie ihr bemessenes, angestammtes Erbe in bestimmtem Grad durch romantischen Fernduft zu verklären, zu erweitern, was ihnen nicht schlecht gelang; so entstanden Dichtungen aus Traum und Klarheit, in Gestalt von Versgedicht und Erzählung, es entstand im Raum des Idylls immer wieder vollwertige Dichtung. Möchte man in dem Augenblick, wo sich der Schrei nach dem nationalen Theater erhebt, nicht vergessen, was das heisst; möchten die Wahrer und Mehrer solcher Dichtung sich über die ihnen vergönnten Dimensionen trösten, wie bei Zollinger der „Mittlere Stern" in seinem Gesang: „Die ganz geringen Dinge / Die in der Einsamkeit / Und Armut ich vollbringe / Vielleicht sind sie geweiht / Im grossen Weltenplane / Der Schöpfer dankt mir gar / Wie einem, fern der Fahne / Auf Posten unscheinbar."

Wir können eine ganze Anzahl Berührungspunkte Albin Zollingers vor allem mit dem schwäbischen Romantiker Eduard Mörike aufzeigen, womit hier keinen „Einflüssen" nachgespürt, nur des ersten Wesensart deutlich gemacht sei. Wie Mörike ist Zollinger Kosmiker. Ein solcher weiss sich in Uebereinstimmung mit den Kräften der natürlichen Umwelt; tritt er in die Landschaft, dann kann er, der Windharfe gleich, ertönen, mit dem Unerwarteten, Ueberraschenden in Klang und Rhyth-

mus, wie das Mörikes Verse auf die Aeolsharfe andeuten. Die dem kosmischen Hauch vertrauen, werden mit einem mythenschaffenden Vermögen begnadet, dem die Bilder und Fabeln mit den Klängen zublühen. (Unter den Neuern sind nach und neben Mörike Kosmiker Keats, Peter Hille, Dauthendey, Däubler. Es beweist nichts gegen die Echtheit ihres „Schauers", dass sie mitunter auf Namen und Gestalten der griechischen Mythologie zurückgreifen; wir dürfen vielleicht in diesem Falle von einer Affinität über die Jahrhunderte hinweg reden). Von den kosmischen Gedichten der Sternfrühe nehmen die einen hymnisch den Schwung „herauf in die Steppen des Himmels" „wenn in silbernen Nebeln herrenlos die Hunde durcheinander wirbeln";

Denn rasselnd
Mit tausend Geröllen
Im Geglitzer der Spiesse,
Ein Fächer aus Pferden, verströmt das Gespann
Des wilden Tartaren, des Tages.

Andere personifizieren untermenschliche oder Erdkräfte, in Geschöpfen die sich aus der Welt Böcklins zu uns herüber gerettet haben könnten. Doch an ihnen zeigt sich die Freiheit Zollingerschen Humors; dieser Dichter ist kein feierlicher Chthoniker, er weiss den Menschen höhern Ranges als jene Wesen. Wie Mörike Gnome, Riesen, Elfen in den ihnen nicht gemässen Gebieten peinliche Niederlagen erleben lässt, so versetzt Zollinger in „Das Fäunchen" (Gedichte, S. 58) den kleinen Wicht, der sich vorwitzig in die Kirche gewagt, in gewaltigen Schrecken. Wenn er jedoch an anderer Stelle einem Haufen Kürbisse menschliches Gehaben verleiht, dann ist auch deren Situation keine beneidenswerte (St. S. 77). Ein in voller Bedeutung kosmisches Gedicht ist „Auf ein Schneckenhaus"; dem Verfasser offenbart sich hier, bei der Betrachtung des unscheinbaren Gegenstandes, das Wesen des alldurchwirkenden zyklischen Gesetzes, des vortex universalis. — Die Sehnsucht nach Italien und Griechenland musste Mörike rein in der Dichtung stillen; für Zollinger fallen beide Sehnsüchte zusammen: „Syrakus ist nicht tot" versichert er, „Von den Griechen / Leben noch göttliche Enkel". Er durfte sie und die alten „Sandalenstrassen" und die Bläue des Aetna schauen (An Galeazzo, St. 144). — Eine mit besonderm Glück von Mörike gepflegte Gattung ist die aus dem Volksglauben schöpfende Ballade; Zollinger nähert sich dieser Gattung in „Haus auf dem Hügel", in „Zigeunergrube", nur dass er die Motive weniger entwickelt, nicht wie jener restlos in Bewegung umsetzt. — Die Menschen der Sternfrühe wahren alle noch einen Zusammenhang mit dem Ursprünglichen: es sind Kinder, Mädchen, junge Frauen, Wanderer, Taugenichtse; in der „kleinen Stadt Summertown" schlummert „der Nachmittag, ein Stromer", auf dem Rathausplatz. Mit ihnen hätte es auch Mörike gehalten, auch sein Nolten ist vornehmlich ein Taugenichts. Es hat für uns Heutige einen viel ausgeprägtern Sinn, dass die deutschen Romantiker diesen Typus betreuten: es scheint uns,

dass sie mit ihm nicht nur etwas Ursprüngliches schützen wollten, sondern den, von geistigen Epochen hochgehaltenen, Meditativen überhaupt, den der gegenwärtige Kollektivwahn mit Vernichtung bedroht. — Das Ursprüngliche, davon ein jeder noch weiss, ist seine Kindheit: im „Abendbrand" mögen die „Kindheitsgründe", Knaben- und Indianerzeit wiederaufsteigen; als ein gebrochenes Echo von Mörikes „Besuch in Urach" verhallen die wenigen Strophen dieses Gedichtes. Das Thema leidenschaftlichen Zurückverlangens nach der Kindheit ist dann gross durchgeführt in dem so jean-paulisch anmutenden „Der alte Schulmeister" und es klingt, wie das der Sonntagschwermut, noch wiederholt in andern Strophen an. — Es ist noch hervorzuheben, dass die Folge „Tage der Inbrunst" wirkliche Liebesgedichte, solche eines sinnlich-übersinnlichen Freiers, enthält: „Wovon duftet sie denn? von Glyzinen / Süss, ach ihres Haars leichte Laube / Grillenwiesen und sterndurchschienen! Sanft hängt des Blickes umlockte Traube". Sie sind heute eine Seltenheit geworden! — Dass der Realismus der Stadt, des Alltags keinen Platz in diesem Buch finde, wäre eine unrichtige Annahme, die „Der Fabrikkanal" sogleich widerlegt, und ebenso widersprechen ihr die vielerlei Dünste und Gerüche, die keineswegs lauter Blumendüfte sind. — Von Zollingers Ausdruck sei kurz gesagt, dass die überwiegend jambische Diktion stark mit Daktylen durchsetzt, die Sprache, in bester Tradition wurzelnd, doch unbefangen manches, und wie zufällig, aufnahm, was als zeitgenössische Errungenschaft zu betrachten ist. So wird gelegentlich das Wort Monotonie als Endreim verwendet. — Stilistisch müsste noch den Beziehungen zum Rococo und zu chinesischen Dichtern nachgegangen werden. Ersichtlich ist in einzelnen Stücken die Verwandtschaft mit der spätgriechischen Schäferei (Theokrit); in andern erinnert das Gefühlhafte mit dem entsprechenden sichern Gefälle der Frei-Rhythmen an Hölderlins vor-pindarische Epoche. Zu untersuchen wäre auch das besondere sensualistische Moment, das zu kennzeichnen man weniger auf die Expressionisten als auf gewisse Schilderungen Wilhelm Heinses hinweisen möchte.

Das Schöne in dem kleinen Band „Verse" von Rudolf Pestalozzi (Fretz & Wasmuth Verlag, A.G., Zürich) ist die Uebereinstimmung des dankbar Erlebten mit einer gewissenhaften und reinlichen Form. Der Verfasser gehört zu den „Weltoffenen"; mit einer graziösen Innigkeit des Gemütes betrachtet er gleicherweise die Näh und die Ferne. Dabei verbietet ihm ein angeborener frommer Sinn, was ihm Gutes widerfährt einfach hinzunehmen, wie einen Tribut, den ihm das Leben schulde. Er gedenkt der vielen Entbehrenden, fragt „Ob nicht, um solche Ungleichheit zu gleichen / Ein jähes Unheil uns noch muss erreichen / Ein grosser Kummer uns noch muss befallen / Der uns in eine Reihe stellt mit allen?" — Das Glück der Reise ist eingefangen in den Bildern aus Italien, das der Nähe in den Versen die der Familie oder befreundeten Menschen gelten. Doch in der Einsamkeit wachsen die Erkenntnisse: von der Sinnbildlichkeit unseres Daseins und des Wechselspiels aller

Formen und Erscheinungen, und der Stetigkeit allein der höhern Ordnungen:

Die Liebe reisst uns wie ein Strom
Hinein in das Naturgeschehen —
Die Liebe lässt uns wie ein Dom
Einsam am lauten Markte stehen.
Die Liebe füllt uns bis zum Rand
Mit unsres Seins erfülltem Glück —
Die Liebe lässt uns vor der Wand
Des Ewigen ungestillt zurück.

Die drei Gedicht-Reihen, die Eugen Hasler unter dem Titel „Im Dasein" vereinigt hat (Fretz & Wasmuth Verlag A.G., Zürich) sind überschrieben Im Tag, Haus und Strasse, In die Nacht. In der ersten lebt die Bewegung des Werdens, des natürlichen Wachsens und Strömens, wie sie sich kundgibt in Wind, Wolke und Wasser; vor allem die Wasser, des Himmels und der Erde, versinnlichen das Wesen des Allströmens: „Hernieder in die Alpentrift / Verschwärmt der Bach im Bogen", der Bergquell wird im Tal „rinnendes Glück in der Ruhe der Ewigkeit", aber das „scheue Wunder der Waldquelle" verrät sich nur durch Raunen und Rauschen; mit „Stürzen des Lebens" bricht der Giessbach zu Tag. „Grossgenügsam und gelassen" zieht der Fluss durch den Abend, nachdem er Dörfer und Wälder in seinem Golde gespiegelt:

Und im überreichen Schwalle
klingt das Wasser ... Land ist kaum.
Aus dem Dunkel nimmt er alle
Turm und Hügel, Strand und Saum,
Wo die Sonne längst versunken,
mit dem tiefen Tagesschein
geht er licht- und ländertrunken
zwischen Meer und Himmel ein.

In „Haus und Strasse" kommt das menschliche Teil zu seinem Recht, freilich das wenig bürgerlicher, naturnaher Geschöpfe: Wanderer, Fahrende Händlerin, Landstreicher. Wo Menschliches auftaucht, da wird sich auch leicht der Humor einstellen (Die Kommode, Begräbnis, Am Wegrand). Eines der stärksten, nach Motiv und Gestaltung bedeutendsten Stücke ist „Blind in Aehren". An der Fülle der abgetasteten Aehrenkörner erlangt der Blinde die Vorstellung der unbegrenzten Allmacht Gottes. — „In die Nacht" ist ganz auf den einen erhabenen Ton gestimmt, der sich jeweilen vom Beginn des einzelnen Gedichts bis zu seinem Ende eindringlich steigert. Eine geistige Sehnsucht hinaus in den Weltraum, Sternenhauch, Ergebung in das Gesetz von Werden und Vergehen; das Landschaftliche wurde auf Licht- und Schatten-Massen und wenige Konturen zurückgeführt:

Nachtwolke

Wenn tief im Ost die ersten Sterne strahlen
Und hinterm Wald die letzte Röte schwand,
Steht sommerschwer der Schimmer einer fahlen,
fernaufgetürmten Wolke überm Land.
Den lichten Saum der Berge überhöhend,
hält sie uns noch mit später Ahnung wach,
es geht, von ihrem Geisterwipfel wehend,
Der Schein uns tief in Schlaf und Träume nach.

Von der verstorbenen Lilli Haller hat Maria Waser Gedichte herausgegeben (Lilli Haller: Gedichte, Verlag Huber & Co., A.G., Frauenfeld) und diesen eine kurze Darstellung der Verfasserin vorangeschickt. Es sind nur vierzehn Gedichte, sie wiegen indessen an Erlebnisgehalt nicht leicht, denn, sagt Maria Waser „wenn sich ihre Sprache zur Feierlichkeit freier oder lose gebundener Rhythmen erhob, dann geschah es als seltenes Geschenk einer geweihten, meist nächtlichen Stunde in Zwiesprache mit den unergründlichen Mächten des Daseins, mit der Liebe, mit Gott". Was sich zumeist an dieser nach aussen lebenssicheren Bernerin, die sich die Zürcher Seegegend zur Wahlheimat gemacht, zu erkennen gab, war eine beruhigende, unverhohlene Sachlichkeit, dazu ein heiterer Mut. Dass sich ein verletzbares Gemüt, das unter schweren Verzichten gelitten, hinter dieser Haltung barg, war nur wenigen nah Befreundeten bekannt.

Vorbei

Mein leises Weinen trägt die Nacht davon.
Es dringt bis an dein hellerleuchtet Fenster.
Du hebst den Kopf, du horchst, du spähst hinaus,
Dein bunter Sinn wähnt Spuk, Gespenster.
Doch mich, mich wähnst du nicht,
Wie ich vor Kälte blass
Im kargen Obdach eines Strauches stehe
Und — jeden Hochmuts bar,
Nur wirren Jammers voll
In Lieb und Leid um dich vergehe.
Nun ist es aus, das kurze Lied,
Das Lied von mir und dir.
Die Lichter löschen rings im Saal
Der Nachtwind schliesst die Tür.
Er hat gelauscht im Erlengrund
Im nächtlichen Revier
Er weiss, dass einsam es verklang
Das Lied von mir und dir.

*

Dass Mundart-Dichtung im edelsten Sinne volkstümliche, einen Lebenskreis mit seinen natürlichen und gemeinschaftlichen Bedingungen durchdringende, eine mittlere Stufenleiter des Fühlens und Denkens vollendet zum Ausdruck bringende Dichtung sein kann, beweist aufs neue Traugott Meyer. („Im Läbe-n inn". Gedichte in Baselbieter Mundart. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau). Es ist dörfliche Welt, die in drei Abteilungen Im wyte Ring, Am gheime Leitsel, Im änge Ring aufgerufen wird, und zwar das oft mehr aus der Kindheit-Erinnerung als aus der Gegenwart. Die Landschaft und die Jahreszeiten, gesehen, wie sie aus der Fülle verhaltenen Bubenglücks geschaut, erschienen, geben der ersten ihren Inhalt. (Eine Fülle verwandter Art ist es, die den Dichter ausmacht, nur dass sich bei ihm ein ordnendes, sichtendes Prinzip ihr zugesellt): Baumblüte: „Chumm mit, i weiss e junge Baum, Dä wartet näbenuss / Und hangt so voll, so ghuuftig voll / Het alli Blüeschtli duss"; Mohnblüte: „Füürblueme zeuserlen im Chorn / Lueg a, die erschte hüür! / Es Lüftli chuuchet i die Glüet / Und gly brennt Füür a Füür..."; Herbst und Spätjahr: ...„s näbelet bis z'innerscht immi yne / Nüt meh do, wo Bluescht us Bolle trybt / Nüt meh, wo im Saft und Wusel blybt / Alles Läbig will im Näbel schwyne", und die Freuden eines tüchtigen Winters. — Im mittleren Teil der Sammlung tritt das Schicksalhafte auch dieses Daseins in öfter balladenartigen doch stets aus den Alltagsgegebenheiten entwickelten Gestaltungen hervor. Ein phantastisches oder visionäres Moment (Der Stuelläufer, Der frönd Cheigler, Charfrytigvision) verstärkt die Eindringlichkeit mehrerer Stücke, während bei andern (I dene Zyte, Arbetslos) die schlichte Schilderung des Sachverhaltes genügt. Am stärksten greift ins Epische aus „Die letschti Garbe", das Ende des Letzten eines Bauerngeschlechtes, der seiner Scholle bis in den Tod treu geblieben. Die nachdenklichsten und innigsten Gedichte des Buches stehn im „änge Ring". Sie gedenken der Eltern, der abgeschiedenen Geschwister und Jugendgefährten, im weitern der ganzen Ahnenreihe die, wenn auch da und dort ein Glied sich als weniger blank gezeigt, doch durchweg aus dem gleichen Stoff besteht:

Die ganzi Chettenen isch es enzigs Yse
Und gschmidet het me das im schönste Füür
Und ufem allersterkschsten Ambus obe:
Bluetwohri Liebi het das Yse glüeit.
Uf „Guet sy, Mönsch sy!" isch der Hammer gsuuset.

Von dieser Kette wurzelechter Ueberlieferung so wenig zu lassen wie der alte Hänsihans in „Die letschti Garbe", das will der Verfasser seinen Eltern halten, so wie er es seinen Nachkommen zu vererben gedenkt, wie auch heute der Kurs stehen mag — „das cha nech niemerts neh: Es eiges Aerdeheiweh, eusers Wäse / Voll Füür für ihn, der ewig luter Geischt...". Es sei zum Schlusse noch gesagt, dass Traugott Meyer für alles Rhythmische ein ausgezeichnetes Ohr besitzt und dass der Reiz seiner Dichtung zu einem Teil jedenfalls aus der Verbindung von des Verfassers innerer Musik mit diesem als rauh geltenden Idiom herrührt.

Verglichen mit Traugott Meyers Dorfwelt, verfügt Werner Morf über weniger Ausblicke ins Landschaftliche und Einblicke ins Menschliche, etwa über soviel wie sie auf seiner Titelzeichnung der Dichter aus seiner Kammer ins Auge zu fassen vermag. Es kommt aber darauf an, was das, was durchs Auge eingeht, innen im Beschauer weckt. Und es weckt bei Werner Morf vielleicht manchmal mehr als dann wiederum in seinen Versen Gestalt annimmt. Nicht zu tief ins Grübeln geraten, lieber „si wehre so langs na z'werche git" wie seine Jumpfer Grite, das ist gut zürcherisch. Selbstverständlich hätte jedes sein gehäuftes Mass Leid und Enttäuschung beisammen und könnte es vorweisen, aber wichtiger ist es doch, dass man noch sagen kann „Chas uf der Wält na Schöners gäh? / Zwee grüeni Berg, en blaue See / und eusi Zürimuure"! — Der Verfasser wettert nicht gegen die Zeit, aber er erkennt ihre Schäden. Er zieht es vor, in seinem „Schaaggi" den Sportsimpel am Ohr zu zupfen, oder den Zeugen des Frühern, den Brunnen in Erinnerung zu rufen, wie er halb wehmütig, halb verdriesslich nach dem Abbruch des Hauses, als dessen Wahrzeichen er gedient, vor sich hinschwatzt, — dies in Zeichnung und in Versen zugleich. Es sei auf die Akkuratesse seiner Zeichnungen hingewiesen. (Werner Morf: Es bitzeli Wält. Mit Zeichnungen vom Verfasser. Verlag Oprecht, Zürich). Neben der heitern und humorvollen Seite wollen wir die gemüthafte und stimmungskräftige seiner Verse nicht verschweigen:

Lampeschii

Lampeschii ischt wie-n-en Stern.
Mänge Heiwäg gaht dur d'Nacht,
dunkel isches duss' und din,
nachem Läbe frögsch und Sinn —;
guet isch, wänn es Liechtli wacht.
Lampeschii ischt wie-n-en Stern.
Mänge, wo si Burdi treit,
merkt: Es ischt nöd halb so schwer,
wänn em z' mal vo neimeher
still es Lämpli „Grüetsi" seit.

Corrigendum. In dem Aufsatz von Th. Willy Stadler im letzten Heft soll es am Schluss heissen: Wacht solch ein Engel auch über Stifters Welt? — anstatt „Werk".

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil